

Unter dem Paradiesbaum

Isfahan

Als mich der Anruf meines Onkels aus Isfahan erreichte, war ich gerade fünfundvierzig geworden. Ich saß allein in meinem Hamburger Wohnzimmer und sah fern, unzufrieden mit mir und meinem Leben. Meine eigene Geschichte würde ich weder schreiben noch lesen wollen. Ein vergleichsweise erfolgreicher Journalist mit einem wechselhaften Liebesleben. Ich hatte nicht gefunden, was ich suchte, und wusste gleichzeitig, dass die Suche selbst der Fehler war. Oft schon hätte ich eine Familie gründen und mit mir ins Reine kommen können. Viele Frauen hatte ich enttäuscht, die mir vertrauten. Ich suchte etwas, das längst vergangen war, meine Gefühle für Yara, damals, unter der wunderbaren Kuppel der schönsten Moschee der Welt, unter dem Paradiesbaum Tuba.

»Schirin ist verschwunden«, sagte mein Onkel kurz und bündig.
»Und nicht nur sie. Wir brauchen deine Hilfe.«

Wir hatten lange nicht mehr miteinander gesprochen. Mein Onkel wollte zu der Beerdigung meines Vaters im vorigen Jahr kommen, erhielt jedoch kein Visum. Seit meinem ersten und einzigen Besuch in Isfahan vor fast dreißig Jahren war unser Verhältnis höflich, aber distanziert, und es hat ihn vermutlich große Überwindung gekostet, mich anzurufen. Jedenfalls kam mir sein Hilferuf gerade recht. Nichts war mir willkommener als eine Herausforderung. Mein Leben bestand nur noch aus Routine. Und ich wollte Yara wiedersehen, meine zweite Familie, mich der Vergangenheit stellen.

Der Flughafen in Isfahan war klein und chaotisch. Als Erstes fielen mir die übellaunigen Männer unbestimmten Alters mit ihren Dreitagebärten auf. Schlecht gekleidete Revolutionswächter, die als Sicherheitskräfte ihren Dienst versahen. Mein Onkel erwartete mich

in der Empfangshalle und nickte mir freundlich zu. Als ich ihn sah, seine schlohweißen Haare, seine Gebrechlichkeit, wurde ich traurig. Seine Gesichtszüge waren unverkennbar die meines Vaters. Ich reichte ihm die Hand und sagte: »Vater hätte dich gerne wiedergesehen.«

»Ja«, sagte er, »ja«, und führte mich schweigend zu seinem Wagen.

»Wie viele Frauen sind verschwunden?«, fragte ich auf dem Weg in die Stadt.

»Sieben. Die jüngste ist vierzehn, die älteste vierundzwanzig.«

Wir fuhren vorbei am Friedhof Golzar-e Shohada, der letzten Ruhestätte von mehr als zehntausend Männern, die im Krieg gegen Saddam Hussein ihr Leben verloren hatten. Die meisten waren keine zwanzig, als sie starben. Auch Yaras Mann lag dort irgendwo.

Die Familie meines Onkels lebte am Rande des Stadtteils Jolla, des Armenierviertels. Mein Onkel hatte sein Haus bewusst dort gebaut, obwohl er Schiit ist. Er halte nichts von Grenzen, hatte er mir bei meinem ersten Besuch erzählt. Vor allem aber, und das war gerade in diesen Zeiten wichtig, durften Armenier Alkohol für den Eigenbedarf herstellen. Mein Onkel hat noch nie einen guten Tropfen verschmätzt, und er lobte sich in Briefen an meinen Vater für seine Weitsicht, schon vor der Islamischen Revolution dem richtigen Instinkt gefolgt zu sein.

Viele Jahre hatten die Brüder überhaupt keinen Kontakt. Mein Onkel konnte seinem Bruder lange nicht verzeihen, dass er ein Leben in der Fremde dem seit Generationen vorbestimmten Dasein eines Händlers vorgezogen hatte. Erst nach der Revolution ließ er erkennen, dass mein Vater eine kluge Entscheidung getroffen hatte. Ende der fünfziger Jahre war er nach Deutschland ausgewandert, nach Hamburg, wo bereits viele Iraner lebten, die mit Teppichen oder Pistazien handelten. Als ich alt genug war, erzählte er mir, er habe die Enge in seiner Heimatstadt Isfahan nicht länger ertragen. Die Last der Tradition, die Macht der Familie.

Mein Vater verdiente sein Geld als Übersetzer und redete wenig über seine Heimat. Nicht lange nach seiner Ankunft lernte er Karola

kennen, meine Mutter, blond, bodenständig, Lehrerin mit unerschöpflichem Optimismus. Bis zu ihrer Pensionierung unterrichtete sie ganze Generationen von Schulkindern in der Gewissheit, jeder Mensch sei von Natur aus gut, nur werde das Gute oft von bösen Einflüssen überlagert, die es in jungen Jahren, mit Hilfe einer liebevollen Erziehung, zu überwinden gelte. Sie hielt auch dann noch an ihrer Überzeugung fest, als die Kleidung der Schüler zunehmend ärmlicher wurde und viele von ihnen kaum noch Deutsch sprachen. Seit dem tödlichen Herzinfarkt meines Vaters im vorigen Frühjahr verbrachte sie die meiste Zeit in unserem Wochenendhaus in Mecklenburg und züchtete Rosen. Ich besuchte sie regelmäßig, doch hatte ich zunehmend das Gefühl, einer Fremden zu begegnen. Meine Mutter konnte stundenlang reden, ohne irgendetwas zu sagen. Weder über sich noch über ihre Gefühle. Sie lebte wie in einem Kokon, und ich hatte beschlossen, sie in ihrer Welt zu belassen.

Einige Jahre vor dem Tod meines Vaters fingen die Brüder zögerlich an, sich zu schreiben. Allmählich erwuchs aus dem Neubeginn eine dauerhafte Versöhnung, und zuletzt telefonierten sie regelmäßig miteinander. Von meiner Mutter wusste ich, dass Vater die Familie seines Bruders finanziell unterstützt hat. Die meisten iranischen Exilanten hielten es so mit ihren Verwandten.

In das gutbürgerliche Jolla verirrten sich keine Revolutionswächter. Minderheiten wagten selten den Aufstand. Die Straße, in der die Familie meines Onkels wohnte, war äußerlich so unscheinbar, dass man sie kaum wahrnahm, ebenso wenig die benachbarten Straßen. Ich war mir nicht sicher, ob diese Gesichtslosigkeit politische Anpassung verriet oder aber fehlenden Geschmack. Einige Kinder spielten Fußball auf dem Asphalt. Sie hielten inne, als sie das Auto meines Onkels bemerkten. Ich war ausgestiegen, um das Garagentor zu öffnen, und sah mich in kürzester Zeit umringt von den Kleinen, die mich fragten, ob ich der Mann sei, dem halb Deutschland gehöre. Noch immer erzählen sie sich Geschichten, dachte ich, und jeder fügte der Wahrheit ein bisschen Phantasie hinzu, bis am Ende furchtlose Ritter gegen feuerspeiende Drachen kämpften.

Türen und Pforten öffneten sich, Männer wie Frauen warfen einen Blick auf mich, der einer der ihren war und doch Besucher aus einer fremden Welt. Ich winkte, einige erwiderten den Gruß, andere kamen auf mich zu und reichten mir die Hand. »Schön, dass du wieder da bist«, sagten sie, die mich vor einer Ewigkeit das erste und letzte Mal gesehen hatten. Auch mein Onkel schien überrascht von der Anteilnahme zu sein, stellte den Motor ab und gesellte sich zu der kleinen Schar von Neugierigen. Ich wusste nicht recht, wie ich mich verhalten sollte, freute mich und spürte gleichzeitig meine Verunsicherung. Am liebsten hätte ich etwas gesagt wie: »Hey, ich bin nicht der reiche Onkel aus Amerika.«

Wer aber bin ich? Liebe Freunde, hörte ich meine innere Stimme sagen, ich bin Journalist geworden, weil es in diesem Beruf am leichtesten ist, vor sich selbst davonzulaufen. Immer unterwegs, wenig Zeit, ein Leben auf dem Sprung. Vielleicht haltet ihr mich für glücklich, doch da täuscht ihr euch. Ich würde das Glück vermutlich nicht einmal erkennen, wenn es mir begegnete. Glaubt mir, ich bin das falsche Idol, ein Außenseiter. Ich möchte mit euch nicht tauschen, und dennoch weiß ich, dass ihr auf eine Weise in euch ruht, die mir nie vergönnt sein wird. Ihr habt Familie, Freunde, feste Bande. Das alles habe ich nicht.

Ein Mann aus der Gruppe, der vielleicht meine Gedanken erraten hatte, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: »Wir alle möchten dir sagen, dass wir deinen Vater nie vergessen werden. Sei auch du uns willkommen.«

Über die Küchenwand huschten Geckos. Türkisfarbene Kacheln, in Höhe der Spüle mit Wassertropfen übersät. Meine Tante streifte ihre Handschuhe aus Gummi ab, die sie beim Abwasch trug, trocknete sich die Hände und sagte: »Du hast graue Haare bekommen.« Ich lächelte, und wir nahmen uns in die Arme. Auch wenn wir uns Jahrzehnte nicht gesehen hatten, war es doch so, als wäre ich bei ihnen zu Hause, heimgekehrt von einer langen Reise. Onkel und Tante, die Nachbarn, die mich so herzlich aufgenommen hatten, sie kamen mir vertraut vor, skurril und liebenswert.

Meine Tante fragte, ob sie mir etwas anbieten könne, ob ich hungrig oder durstig sei, und ich bat um ein Glas Wasser. Mein Onkel lobte meine Bescheidenheit, sie sei die Zierde des klugen Kaufmanns. Alina, Yaras Tochter, betrat die Küche mit langen, ausladenden Schritten, die Arme pendelnd, ein unruhiger, fast fliehender Blick. Sie gab mir die Hand, verlegen, doch voller Wärme. Alina sah aus wie ihre Mutter damals, und für einen kurzen Augenblick spürte ich das Bedürfnis, sie leidenschaftlich zu küssen. »Schirin ist verschwunden«, sagte sie. Ich nickte, und wir setzten uns. Obwohl sich die Geschichte, die Alina erzählte, abenteuerlich und verwegen anhörte, hatte ich Mühe, mich zu konzentrieren. Ich dachte an Yara, wann ich sie wohl sehen würde. Ich kannte die Rituale meiner Familie und wusste, dass ich besser nicht die im Vorhinein entworfene Dramaturgie unterließ. Sie hatten sich schon etwas dabei gedacht, wenn Yara nicht zugegen war. Schirin sei verschwunden, und mit ihr sechs weitere junge Frauen aus dem Viertel, allesamt Kundinnen im Friseursalon »Happy Lady« bei Mary Sue, einer Kanadierin aus Vancouver. Sie lebe seit mehr als zehn Jahren in Jolla, verheiratet mit einem Armenier. Mary Sue sei im Viertel sehr beliebt, immer hilfsbereit, sehr offenherzig, und sie spreche fließend Farsi. Die Polizei sei eingeschaltet worden, doch habe sie ihre Untersuchungen nach kurzer Zeit eingestellt, da es keine Spuren gäbe, die auf ein Verbrechen hinwiesen.

»Deswegen«, fuhr Alina fort, »haben wir dich gebeten zu kommen. Dein Beruf ist es doch, den Dingen auf den Grund zu gehen. Du bist unsere letzte Hoffnung.«

Yara erwartete mich im »Palast der vierzig Säulen«, und ich machte mich mit Herzklopfen auf den Weg. Isfahan war eine der schönsten Städte der Welt, allein die Brücken stellten Florenz mühelos in den Schatten. Yara hatte mir damals die Stadt gezeigt, Monument um Monument. Ich war beeindruckt von ihrem Wissen über Geschichte und Architektur. Was ich über Hamburg wusste, hatte ich in wenigen Sätzen gesagt, und sie war erstaunt, weil ich mich so wenig für meine Heimatstadt interessierte. Es dauerte nur

wenige Tage, bis ich mich unsterblich in meine Cousine verliebt hatte. Ich konnte versinken in ihren dunkelbraunen Augen, während sie mir von Schah Abbas I. erzählte, der im siebzehnten Jahrhundert den Meydan-e Imam anlegen ließ: siebenmal so groß wie der Markusplatz in Venedig, ein Erbe der Weltkultur. »Früher ein Platz für Versammlungen, Spiele und Turniere«, hörte ich Yara wieder sagen, während meine Augen über ihr seidig glänzendes, pechschwarzes Haar glitten, über ihre Taille, die zart geformten Hände. Wir flanieren die Galerien entlang, vorbei an den Geschäften und Werkstätten, die den Platz umgaben. Die Nordseite wurde von einem gewaltigen Portal begrenzt, dem Eingang zum Qisariye-Basar, der jeden Besucher in eine andere Zeit entführte, in die Zeit der Karawanen und Geschichtenerzähler.

Ich sehe noch, wie Yara unter der Außenkuppel der Moschee Mesjed-e Imam spazierte, mit wundervollen glänzenden Kacheln verziert, die den Paradiesbaum Tuba aus der schiitischen Mystik darstellten. Obwohl ich damals erst sechzehn war, verstand ich sehr wohl, dass meine Gefühle für Yara ohne Zukunft waren. Wer seiner ersten großen Liebe auf einer Kirmes oder in einer Diskothek begegnete, der mochte auf eine zweite oder dritte hoffen, unter ähnlichen Vorzeichen. Doch meine Streifzüge mit Yara durch Isfahan hatten mich für alle Zeiten geprägt. Meine künftigen Freundinnen konnten mit diesen Eindrücken nicht mithalten. Ich habe nicht gewagt, über meine Gefühle zu sprechen. Yara spürte wohl, was ich für sie empfand, ließ mich aber ins Leere laufen. War sie in mich verliebt? Längst war sie dem Sohn eines Geschäftspartners ihres Vaters versprochen. Niemals hätte mein Onkel eingewilligt, dass wir heirateten – ohnehin waren wir noch viel zu jung. In seinen Augen war ich letztendlich nur ein Besucher aus Deutschland: liebenswert, aber unbedeutend.

Er ahnte nicht, dass ich Yara Gedichte geschrieben, ihr zu Füßen gelegen, mich nächtens in ihr Zimmer geschlichen und sie beim Schlafen beobachtet, ihre Wangen liebkost habe. Mir schaudert heute noch bei dem Gedanken, was mein Onkel angestellt hätte, wenn er mich dabei erwischt hätte. Stattdessen verheiratete er Yara

unglücklich, mit einem Mann, der wenig sprach und meistens in seinem Geschäft saß, in einer der Galerien entlang des Meydan-e Imam. Er war spezialisiert auf Miniaturmalereien, mit denen er Fliesen oder Schnitzereien verzierte, und galt auf diesem Gebiet als großer Künstler. Im irakisch-iranischen Krieg starb er auf einem Minenfeld und machte Yara zur alleinerziehenden Mutter zweier bildhübscher Töchter, Alina und Schirin, heute fünfundzwanzig und dreiundzwanzig Jahre alt.

Der »Palast der vierzig Säulen«, wo Yara auf mich wartete, stammte ebenfalls aus dem siebzehnten Jahrhundert, erbaut von Schah Abbas 11. Er lag inmitten einer großzügig gestalteten Parkanlage mit zwei langgezogenen Wasserbecken und zwei Springbrunnen. Stundenlang waren wir damals durch diesen Park flaniert, und Yara las dazu Gedichte von Hafiz, dem persischen Goethe, die von der Schönheit und den Freuden der Liebe handelten, während ich Höllenqualen litt. Wollte sie mich demütigen, mir meine Ohnmacht zeigen? Später redete ich mir ein, sie habe mich auf ihre Weise verführen wollen. Mich erstaunte ihre Fähigkeit, Poesie und Alltag nahtlos zu verbinden. Hatte sie mich soeben mit Hafiz in das Reich der Sinne entführt, sagte sie im selben Atemzug Sätze wie: »Der Palast verfügt über einen terrassenförmigen Vorbau mit zwanzig Säulen aus Zedernholz, die sich im Wasser spiegeln – daher sein Name.« Oder: »In großer Höhe tragen sie ein Balkendach, das Schatten spendet. Das Innere des Palastes ist ein Kleinod aus mehreren prachtvollen Sälen und Zimmern, wobei jede Wand mit Gemälden, Spiegeln oder kleinteiligen Intarsienarbeiten ausgestattet ist.« Wie Peitschenhiebe wirkten ihre Ausführungen: »Der ehemalige Thronsaal, in dem der Schah seine Würdenträger empfing -Isfahan war früher einmal die Hauptstadt Persiens -, ist mit goldeingefassten Spiegelarbeiten verziert, die den europäischen Jugendstil vorwegnehmen.« Doch nicht in diesem Prachtsaal hielt Yara heute Hof, sondern in einem kleinen Nebenzimmer, einem Raum, den wir damals ausgespart hatten. Sie lehnte an der Wand, in einen schwarzen Tschador gekleidet, der nur ihr Gesicht und ihre Hände freiließ.

»Du hast graue Haare bekommen«, sagte sie lächelnd.

»Das habe ich heute schon mal gehört.«

»Von meiner Mutter?«

Ich antwortete nicht, weil ich erst jetzt die Miniaturmalereien an den Wänden wahrnahm, durchweg erotische Szenen, die Männer und Frauen beim Liebesakt zeigten, meist in der Natur, unter Bäumen, die unter der Last ihrer Früchte fast zusammenbrachen, Granatäpfel, vor Reife aufgeplatzt, die an eine weibliche Scham erinnerten. Erstaunlich, dass dieses Zimmer den Furor der Revolution überstanden hatte.

»Keine Angst, du siehst gut aus«, sagte Yara.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Nach so langer Zeit.«

Fast unmerklich streifte ihre Hand die meine.

»Wir waren damals dumme Kinder«, sagte sie.

Es war merkwürdig, in dieser einen Sekunde, in der sie mich berührte, vielleicht sogar versehentlich, wusste ich, dass unsere Vergangenheit abgeschlossen war, sich nicht in die Zukunft verlängern ließ. Ich wusste nicht, warum, aber ich spürte, dass es so war. Zwischen uns stand ein Leben, das wir nicht gemeinsam führen konnten.

»Warum habe ich dich damals nicht entführt? Wie diese Amerikanerin ihre Tochter? Nicht ohne meine Yara.«

»Ich hatte gehofft, du würdest es tun. Es gab nur einen Gedanken, der mich all die Jahre getröstet hat: Eine tiefe und große Liebe bewahrt sich am besten, wenn sie unerfüllt bleibt. Wären wir ein Paar geworden, wären unsere Gefühle im Alltag zerronnen, banal geworden, vielleicht sogar erloschen. Jedenfalls kann ich dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, dass du hier bist.«

Sie hielt inne und legte ihre Hand auf meine Schulter, als wäre ich ihr bester Freund. »Gott was bin ich für ein Mensch. Ich rede von mir, während Schirin verschwunden ist.«

Ich versprach, mich gleich morgen an die Arbeit zu machen.

Mary Sue, die Friseurin aus Vancouver, zeigte sich offener, als mir lieb war. Ich kannte die USA, die berühmte Route 66 bin ich mit einem Mietwagen entlangefahren, von Chicago

nach Los Angeles. Was mich an diesem Land störte, waren weniger die einen oder anderen politischen Irrtümer, die gab es anderswo auch. Wenn ich allerdings etwas verabscheute, und das kannte ich in dieser Form nur aus der amerikanischen Provinz, dann waren es übergewichtige Frauen mit Lockenwicklern, die sich vor laufendem Fernseher die Fingernägel lackierten und zwischendurch in die Chipstüte griffen.

»Stört es Sie, wenn ich meine Fingernägel maniküre, während wir uns unterhalten?«, fragte Mary Sue, die mindestens hundertfünfzig Kilo wog, ein pinkfarbenes Kleid trug und ein gutes Dutzend grellgelber Lockenwickler in ihren hennarot gefärbten Haaren versenkt hatte. In jeder amerikanischen Vorabendserie wäre Mary Sue die Idealbesetzung einer überdrehten Hausfrau, und sie passte nach Isfahan wie Mutter Teresa nach Las Vegas. Sie hatte die Tür nicht selbst geöffnet. Jeder Revolutionswächter hätte sie auf der Stelle erschossen – was man ihnen beim besten Willen nicht verübeln könnte. Nein, ihr Mann machte mir auf, Atom, ein erfolgreicher Geschäftsmann, der ständig zwischen Iran, Dubai und Armenien pendelte und sich kleidete wie Elvis Presley. Dieselbe Tolle, breite Koteletten, schlank, Sonnenbrille, ein Rüschenhemd in den Farben des Regenbogens, weiße Jeans, weiße Lackschuhe. Als ich ihr Haus betrat, lief gerade Heartbreak Hotel, sein bestes Lied überhaupt, meinte Atom. Ich war eindeutig im falschen Film, aber warum sollte es nicht auch in Isfahan Parallelwelten geben?

»Ich fühle mich hundeeelend, seit ich meinen Friseursalon schließen musste«, sagte Mary Sue. Niemand ist mehr gekommen. Möchten Sie ein paar Chips?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Mir tut das wahnsinnig leid mit den jungen Dingern. Aber glauben Sie mir, das liegt nicht an uns.«

»Was genau liegt nicht an Ihnen?«

»Dass sie verschwunden sind.«

»Es heißt, die Frauen waren Stammkundinnen bei Ihnen, waren mehrmals die Woche da. Ihr Salon war eine Art ... «

»Treffpunkt. Ich habe junge Frauen um mich versammelt, die sich für Mode und Styling interessieren.«

Wahrscheinlich war mein Gesicht ein einziges Fragezeichen. Jedenfalls fühlte sich Mary Sue bemüßigt, aufzustehen und einige Zeitschriften zu holen. Ich staunte nicht schlecht. Vieles gab es in Isfahan nicht, am allerwenigsten aber die neuesten Modezeitschriften aus Europa und den USA. Atom bringe sie von seinen Reisen mit, er klärte sie. Ich konnte gut verstehen, warum er viel unterwegs war.

»Und worüber haben Sie sich unterhalten?«

»Über Schönheit.«

Ich sagte nichts. Mary Sue lächelte.

»Ich erzähle Ihnen sicher nichts Neues, wenn ich Sie auf eine landestypische Eigenart iranischer Frauen hinweise, unter dem Tschador Miniröcke oder Leggings zu tragen, T-Shirts mit gewagtem Ausschnitt oder einfach nur einen Bikini. Eine der sieben, um die es hier geht, kam einmal zu mir nach Hause und setzte sich mit ihrem Tschador auf die Couch. Ich fragte sie, ob sie nicht ablegen wolle, und sie sagte: Gerne. Nun, was soll ich sagen – sie trug fast nichts drunter. Verstehen Sie? Die Frauen in meinem Salon suchten ein anderes Leben. Und ich, ich war ...«

»Die Busenfreundin?«

»Ich habe versucht, ihnen Wege aufzuzeigen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie schuldig ich mich fühle. Sehen Sie, mich interessiert die äußere Wirklichkeit nicht. Ich halte unser Innenleben für viel entscheidender. Frei sind wir erst, wenn wir lernen, die Welt um uns herum nicht mehr wahrzunehmen.«

Mary Sue legte ihre Nagelfeile beiseite und sagte, sie würde alles tun, um die Frauen zurückzuholen wo auch immer sie seien. Ich könne mit ihrer uneingeschränkten Unterstützung rechnen. Sie warf mir einen ebenso warmherzigen wie hilflosen Blick zu, und ich muss gestehen, dass dieser eine Blick, diese kurze Offenbarung von Unsicherheit und Schuld mich versöhnten. Vielleicht wird der Mensch weicher, verständiger, wenn er mehr als einen Standpunkt, eine Kultur in sich trägt.

Atom setzte sich zu seiner Frau auf die Couch und legte seinen Arm um sie, während er *Love me tender* summte. Dann fragte er mich unvermittelt, wie ich eigentlich heiße.

»Ich? Roland. Habe ich das nicht gesagt?«

»Und weiter?«

»Weiter? Sie meinen den Nachnamen?«

Er nickte, offenkundig fassungslos über so viel Blödheit.

»Nun, also, mit dem Nachnamen, mit dem wird natürlich jeder geboren, den kann man sich nicht aussuchen, und er ist sicher besser als Müller oder Schmidt, also, mein Vater, weil er ja von hier ist ... «

»Was jetzt? Heißt du von Nazareth, oder was ist dein Problem?«

»Isfahani.« Ich hauchte es fast in derselben Tonfolge wie *Love me tender*.

»Roland Isfahani!« Mary Sue ließ fast die Chipstüte fallen und konnte nur mit Mühe ihr stärker werdendes Glucksen und Prusten unterdrücken.

»Entschuldige, aber das ist lustig. Roland Isfahani! Dann hast du es auch nicht leicht, was?« Sie sah mich fast mitleidig an, als sehe sie in mir einen Schicksalsgefährten.

»Du bist schon merkwürdig. Ein bisschen arrogant, aber du weißt, was du willst. Auf einen wie dich haben wir gewartet, Atom und ich. Wir können uns nicht ständig alleine mit den Mullahs anlegen. Gemeinsam werden wir die Mädels schon finden, wir drei. Darauf rauchen wir erst mal einen. Liebling, holst du bitte meine Handtasche? Die mit den Joints.«

Seit ich denken kann, liebe ich den Klang der persischen Sprache, die sich anhört wie ein endlos dahintreibender Fluss, wie ein melancholisches, melodiöses Seufzen, eine in Versform vorgetragene Klage. Stets habe ich gebannt zugehört, wenn mein Vater mit Freunden oder Kollegen Farsi sprach, sofern meine Mutter nicht dabei war. Mit mir redete Vater allerdings nur Deutsch, was ich in der Pubertät anfang, ihm übel zu nehmen. Aus Trotz lernte ich Farsi an der Volkshochschule. Die Worte flogen mir zu, und eines

Tages überraschte ich Vater, als ich ihm in der Sprache Zarathustras mitteilte, es sei kein Wein mehr im Keller.

»Dann werde ich neuen kaufen«, erwiderte er, dermaßen verblüfft, dass er versehentlich auf Englisch antwortete. Erzählte ich aber in der Schule von meiner Begeisterung, lachten mich die Kinder aus. Damals lernte ich, meine iranischen Wurzeln für mich zu behalten. Später spielte ich sogar mit dem Gedanken, meinen Nachnamen zu ändern, aber das hätte mir mein Vater nie verziehen. Eine iranische Herkunft war in Deutschland und Europa kein Vorteil, sofern man die Welt in »gut« und »böse« unterteilte.

Bei meinem Onkel in Isfahan ging es jedenfalls fast so gemütlich und bürgerlich zu wie in Hamburg. Meine Tante hatte Wachteln mit Oliven zubereitet, die sie mit Safranreis servierte. Wir aßen, ich war voll des Lobes über ihre Kochkünste, doch ein wirkliches Gespräch wollte nicht aufkommen. Offenbar hatte jeder Angst, sich eine Blöße zu geben. Alina schwieg, ihre Mutter sah mich ab und zu fragend an, meine Tante sagte: »Na, was ist, schmeckt es euch nicht?«

Sieben junge Frauen waren verschwunden, darunter meine Cousine Schirin, doch in der eigenen Familie wurde darüber kaum geredet. Niemand wirkte übermäßig entsetzt. Sie konnten lachen, sich Witze erzählen, über die Regierung spotten – fiel irgendwann Schirins Name, kippte die Stimmung, und die Familie fand zurück zu einer gewissen Pietät. Ich brauchte eine Zeitlang, bis ich dieses Verhalten ergründet hatte. Nicht einmal mit Yara konnte ich mich darüber austauschen, da sie meine Beobachtung entschieden zurückwies. Mein Eindruck war, dass niemand mit dem Schlimmsten, mit Schirins Tod, rechnete. Mit einer Leiche, die es eines Tages zu identifizieren gälte. Was aber erwarteten sie dann?

Vielleicht war dies die Antwort, überlegte ich. Im Iran suchte jeder kleine Fluchten. Und Schirin hatte einen Weg gewählt, den ich ergründen sollte. Einen Weg, der, wer weiß, eine neue Welt erschloss. Insgeheim, so kam es mir vor, hofften sie alle, dass Schirin einen Notausgang gefunden hatte, eine Feuerleiter in Richtung Paradies.

Ich fragte Alina, warum Schirin verschwunden sei und sie nicht. Das liege daran, erklärte sie bereitwillig, eine Olive aufspießend, dass ihr Mary Sue unsympathisch sei. Gleichzeitig räumte sie ein, dass die Kanadierin sehr viele Ideen habe und kreativ sei. Was habe sie nicht alles mit den Frisuren der Frauen in der Nachbarschaft angestellt! Vom Bürstenschnitt bis zur kunstvollen Haarpyramide habe sie alles aufgeboten und dabei stets die Persönlichkeit der jeweiligen Kundin genau getroffen. Nie sei jemand unzufrieden gewesen. Auch die Ehemänner seien in der Regel begeistert.

»Allerdings«, fuhr Alina fort, »hat es da schon ein Problem gegeben. Schirin zum Beispiel hatte auch eine tolle Frisur, so wie Angelina Jolie. Du weißt schon, die Frau von Brad Pitt. Die Haare waren wirklich klasse. Fielen locker wie ein Wasserfall. Aber es dauerte nicht lange, da reichte ihr das nicht mehr, nur eine Frisur zu haben wie ihr Idol. Schirin wollte sein wie Angelina. Genauso aussehen wie sie. Und ich glaube, die anderen Frauen, die verschwunden sind, hatten ebenfalls sehr hohe Ideale.«

»Du nicht?«

»Doch. Aber ich mag mich, wie ich bin«, sagte Alina und fuhr sich mit der Zunge langsam über die Lippen, während ihre Mutter mich schweigend ansah.

Im Gegensatz zu mir sind Iraner meist sehr redselig, auch der Taxifahrer, der Atom und mich zur Cahar Baq-e Abbasi fuhr, der modernen Hauptgeschäftsstraße Isfahans. Seine beiden Söhne lägen auf dem Märtyrerfriedhof, er selbst trüge zwei Granatsplitter in seiner Brust. Wenn er nicht schlafe, fahre er. Er fahre so gut wie immer, da er kaum schlafen könne. Die Alpträume machten ihn noch verrückt. Wahrscheinlich rede er zu viel, nichts für ungut. Atom gab ihm ein großzügiges Trinkgeld.

Er führte mich in eine kleine Seitenstraße. Dort gab es eine Kaskemme im Untergeschoss eines Geschäfts, das Unterhaltungselektronik vertrieb. Mehrere Männer zogen gleichmütig an ihren Wasserpfeifen und begafften uns, als wären wir Außerirdische. Die

Luft war zum Schneiden, die Holzwände und Sitze klebrig. Ein kleinwüchsiger Mann mit langen, verfilzten Haaren, der mich an einen Troll erinnerte, saß am Eingang und nahm Bestellungen entgegen. Für Wasserpfeifen in den Geschmacksrichtungen Apfel, Melone und Kirsche. Und für Tee, auch Kekse. Hier trafen sich führende Intellektuelle der Stadt, um sich ungestört auszutauschen, hatte mir Atom anvertraut. An diesem Ort gebe es keine Tabus, sagte er und wies auf zwei vergilbte Zeichnungen an der Wand. Die eine zeigte Ayatollah Khomeini, die andere Friedrich Nietzsche.

Zwei Freunde von Atom begrüßten uns und luden uns ein, neben ihnen Platz zu nehmen. Jawohl, die verschwundenen Frauen, der Fall sei ihnen bekannt, selbstverständlich. Dabei gehe es um ein sehr viel tiefgreifenderes Problem, erklärte Mahmud, ehemals Dozent für Philosophie. Er sei entlassen worden, weil er Nietzsches Diktum »Gott ist tot« auf die Passionsgeschichte der Schiiten übertragen habe und zu dem Schluss gekommen sei, angesichts ihrer vielen Märtyrer in den letzten eintausendvierhundert Jahren sollten die Schiiten ja nicht glauben, dass Gott seine Schöpfungsmacht an ihnen verschwende. Khomeinis Vision eines Gottesstaates sei nicht viel mehr als der verzweifelte Versuch, dem Allmächtigen die Existenz dieser Glaubensgemeinschaft in Erinnerung zu rufen. Doch weder dessen revolutionäres Manifest noch der Hilfeschrei ganzer Generationen von Bedrängten und Verfolgten anderswo habe den Stoizismus des Weltenlenkers zu überwinden vermocht, was für jeden denkenden Menschen das Ende des Glaubens, ja der Hoffnung selbst bedeute.

Die Vernunft gebiete es, nach Auswegen zu suchen, die jedoch nur in einer Sackgasse enden könnten – sei es nun die politische Opposition, die nichts bewirke, die Flucht in den Exzess, wie der im Iran grassierende Drogenkonsum zeige, oder aber der Versuch, sich selbst neu zu erfinden.

Ich muss gestehen, dass mich Mahmud zutiefst beeindruckte, auch wenn mich seine Dialektik an eine Achterbahn erinnerte. Er hatte etwas von Rasputin: Eine Traube frommer Medaillen klirrte leise in seinem offenen Kragen. Seine Haut war weiß wie Eselsmilch,

sein Gesicht ein langes Oval, gekrönt von einem Schopf silbernen Haares. Seine Augen verrieten Willenskraft, Scharfsinn und Stolz, doch genügte er sich als Publikum. Hätten Atom und ich ihm nicht zugehört, hätte er dem Troll gepredigt oder auch der Wand – ein trauriger Mann, wie so viele in diesem Land, dessen Kraft und Energie sich auflöste im Rauch der Wasserpfeife. Er habe zwei Freunde, sagte er, Atom und Hussein, der zu seiner Rechten saß. Hussein trug die Kleidung der Mullahs, ein langes schwarzes Ganzkörpergewand und einen Turban. Ein Theologe aus Qum, der religiösen Hochburg der Schiiten, einer Stadt südlich von Teheran, ihrem Vatikan. Außerdem hatte er in Göttingen Medizin studiert. Diese Kombination aus Theologie und Heilkunst sei selten, nicht nur unter Schiiten, »doch im Grunde naheliegend«, wie Hussein sagte. Ich hatte Schwierigkeiten, seinen Worten zu folgen. Der ungewöhnliche Klang seiner Stimme hatte mich so sehr in ihren Bann gezogen, dass mir der Inhalt seiner Ausführungen zunächst entging.

»Junge Frauen ... viele ... Suche ... neuer Körper ... Leben ... « Er hörte sich an wie ein Operntenor auf einer alten Schellackplatte. Knisternd, entrückt, beharrlich. Als wäre er ein Medium, als spräche er nicht selbst, sondern ein anderes, höheres Wesen mit seiner Hilfe. Ich bin noch nie einem Menschen begegnet, der wie er gleichermaßen Albert Schweitzer und Mephisto verkörperte.

»Neues Leben ... erst die Haare ... dann das Gesicht ... der Körper ... am Ende die Versuchung ... der Sündenfall ... «

Ich hatte den Eindruck, dass die drei sich gut ergänzten, Mahmud, Hussein und Atom. Sinnsucher mit einem Hang zum Satanskult, so kam es mir vor. Der Troll reichte mir einen Tee und sagte, er halte die Heilige Dreifaltigkeit für einen Webfehler des Christentums. Atom winkte ihn müde beiseite, und ich versuchte, dieser Begegnung einen Sinn zu geben, mich zu orientieren. Daran erkannte ich den Deutschen, den Europäer in mir. Allerdings wurde ich mit jedem Tag meines Aufenthalts in Isfahan ein wenig mehr Iraner, ließ mich treiben in einem Meer aus Erinnerung und Sehnsucht, verlor mich in einer Ranke am Paradiesbaum Tuba. Iraner

sein hieß auch, für ein Gefühl zu leben und nötigenfalls dafür zu sterben. Das unterschied sie von den Menschen im Westen. Sie lebten nicht allein mit dem Kopf. Natürlich konnte ich das nicht beweisen, und natürlich war jeder Mensch anders. Und doch lag darin der Kern, der Ursprung aller Differenz. Gefühle, die den Verstand besiegten.

»Als Arzt ... muss ich sagen ... iranische Frauen ... zeigen nur ihr Gesicht und die Hände. Markant im Gesicht ... sind die Augen. Die Nase und die Lippen. Vor allem die Nase. Die Nase ... Ist Ihnen nie aufgefallen, dass iranische Frauen besessen sind von ihren Nasen?«, fragte mich Hussein, in profane Prosa wechselnd. »Im Westen richten sich die Frauen ihre Brüste, ihren Po, die Hüften, lassen sich Fett absaugen. Das alles interessiert die Iranerinnen nicht. Die Nasen sind es. Nur die Nasen interessieren sie«, sagte der Theologenarzt und reichte mir die Visitenkarte eines Gesichtschirurgen in Teheran.

»Komm, lass uns gehen«, sagte Atom. »Wir hören zu Hause noch Elvis. Dieses eine Lied, das passt doch zu dir. Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus.«

Ich nahm den Bus nach Teheran, wollte keine Zeit verlieren. Zunächst hatte Yara darauf bestanden, mich zu begleiten, doch wir waren nicht verheiratet. Gerieten wir in eine Straßenkontrolle, würden wir beide wegen Unzucht verhaftet. Mein Onkel hatte bei diesen Worten genickt. Ich sah in seinen Augen, wie er darunter litt, Yara einen Lebensweg aufgezwungen zu haben, der nicht ihren Vorstellungen entsprach – nicht ihren und nicht meinen.

Teheran war, anders als Isfahan, ein Moloch, der seine Bewohner verschlang. Zu Stoßzeiten brauchte man Stunden für eine Fahrt von Nord nach Süd. Am Busbahnhof stieg ich in ein Taxi und fuhr zu dem von Hussein empfohlenen Gesichtschirurgen in der Hauptgeschäftsstraße, der Veli-ye Asr. Ich betrat einen vornehmen Apartmentkomplex, doch die Praxis gab es nicht mehr. Revolutionswächter waren dabei, das Mobiliar abzutransportieren. Ich entbot den Friedensgruß und fragte, was hier denn vor sich ginge.

»Anordnung vom Wächterrat«, erklärte einer von ihnen, ein Teenager, der meine Papiere verlangte, sie sorgfältig studierte und sie mir anschließend zurückgab, sein Blick loderndes Misstrauen.

»Gesichtschirurgen verhalten sich unislamisch. Sie verderben den Charakter der Frauen.«

Es war, wie Hussein gesagt hatte. Eine iranische Frau, die auf sich hielt und das erforderliche Geld besaß, ließ sich früher oder später die Nase operieren. Yara, Alina, selbst meine Tante, sie waren fassungslos gewesen, dass ich davon noch nie gehört hatte. Die Operation koste fünfhundert bis tausend Euro und diene dem Zweck, die Nase schmaler zu machen. Die meisten Iranerinnen hielten ihre Nasen für zu »fleischig« (Yara), zu »wulstig« (Tante) oder zu »kolbenartig« (Alina). Die Namen guter Gesichtschirurgen wurden als Geheimtipp gehandelt, viele galten als Gurus. Dabei ginge es nicht allein um Schönheit, wie mir meine Verwandten erklärten, auch um Status. Wenn alle das Gleiche trügen, den Tschador, dann bedürfe es eben eines besonderen Merkmals, um aus der Masse herauszustechen.

Nichts sei schlimmer, als gewöhnlich zu sein, sagte Alina: »Normalität ist widerlich.«

Ich ging in ein Schnellrestaurant auf der anderen Straßenseite, ratlos, was ich tun sollte. Die Gäste waren überwiegend junge Frauen, deren Nasen den chirurgischen Eingriff eindeutig hinter sich hatten. Mehrfach fiel der Name des Gesichtschirurgen von gegenüber, der offenbar verhaftet worden war. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Als ob es in diesem Land keine anderen Probleme gab! In meinen Augen waren die Frauen, die noch über ihr natürliches Aussehen verfügten, viel attraktiver als die mit modellierter Nase. Die Schmalnasen harmonisierten in der Regel nicht mit den übrigen Gesichtszügen. Irgendwann fingen die jungen Frauen an zu kichern und tuschelten über mich, hinter vorgehaltener Hand. Sie hielten mich für einen Ausländer und gingen sicher nicht davon aus, dass ich sie verstand. Sie sagten nette Dinge, fragten, ob ich wohl noch zu haben sei, wer von ihnen mir ins Ausland folgen würde (ausnahms-

los alle – einige betonten, sie würden mit jedem gehen, Hauptsache Europa), ob ich mir Zeit ließe bei der Liebe oder eher ein Rammler sei (Mehrheitsvotum: Ich wüsste sicher, was Frauen wünschten), und schließlich gerieten zwei Frauen darüber in Streit, welche von ihnen mich als Erste ansprechen dürfe.

»Du hast noch deine alte Nase«, sagte die jüngere der beiden.
»Bei dem hast du keine Chance.« Da irrte sie. Ich fand die Unverstümmelte bedeutend anziehender. Ich konnte mein Grinsen nicht länger unterdrücken und lächelte beide an.

»Der versteht uns! Der versteht uns!«, kreischten einige und fielen sich vor Aufregung in die Arme.

»Lassen Sie sich von mir nicht stören. Ich höre gerne die Nachtigall, wenn sie den Vollmond besingt.«

Poesie für Anfänger, Persisch Grundkurs. Ich kam mir vor wie im Paradies. Die Frauen in diesem Restaurant hingen an meinen Augen und Lippen, irgendwie mochten sie den Iraner aus Hamburg. Alles wollten sie von mir wissen. Vor allem natürlich, ob auch die Frauen in Deutschland ihre Nasen operieren ließen.

»Sie lassen sich lieber eine Art Hirschgeweih auf Hintern und Rücken tätowieren«, sagte ich.

Das wiederum schlug ein wie eine Bombe. Ein Hirschgeweih! Auf Hintern und Rücken! Unglaublich. Was wohl die Mullahs dazu sagen würden? Gegen Hirsche dürften sie eigentlich nichts haben.

»Trägst du auch ein Tattoo, Prinz der Elfen?«

Da kam mir eine Idee. Ich zeigte ihnen ein Foto von Schirin. Neugierig stürzten sie sich darauf.

»Deine Braut?«

»Die Tochter meiner Cousine.«

»Du bist der Cousin von Schirins Mutter?« sagte eine mit Schmalnase.

»Warum sagst du das nicht gleich? Sie ist eine gute Freundin von mir.«

Schirin lebte in der Kleinstadt Shahr-e Damavand zu Füßen des Damavand, des höchsten Bergs im Iran nördlich von Teheran. Die Landschaft erinnerte mich an den Schwarzwald, die Hitze der Großstadt lag hinter mir, der Smog und der unerträgliche Verkehr. Hier oben war es ruhig, friedlich. Ein Café, ein Restaurant reihte sich an das nächste, Besucher und Einheimische plauderten oder flanierten gemächlich in Richtung der Gebirgspfade, die hier ihren Anfang nahmen.

Schirin warf gerade eine Tüte mit Abfällen in die Mülltonne vor dem Restaurant Fatma. Ich erkannte sie mühelos anhand des Fotos. Da eine Mülltonne kein idealer Ort war, um sich kennenzulernen, wartete ich, bis sie ins Restaurant zurückkehrte. Ich wollte ihr nachgehen, aber ein Schild mahnte: »Nur für Frauen«. Demzufolge wurde dieses Restaurant allein von Frauen betrieben, Männer hatten keinen Zutritt. Solche Orte gab es nicht oft im Iran. Was also tun? Das Schild zu ignorieren kam mir nicht in den Sinn. Ich konnte dafür ins Gefängnis kommen, und die Frauen auch. Also ging ich hinter das Haus, in den Garten. Dort stand ich unschlüssig vor einem Rosenbeet, doch es dauerte nur wenige Augenblicke, bis eine weibliche Stimme rief: »Hau ab, du Penner.«

Ich seufzte. Aus Sicht der Ruferin war ich lediglich ein Voyeur, den schon der Gedanke erregte, dass in diesem Restaurant allein Frauen verkehrten. Die Verordnungen, die den Umgang von Männern und Frauen in diesem Land regelten, waren ein Fest für Neurotiker. Selbst harmlose Begegnungen in der Öffentlichkeit konnten für die Beteiligten verheerend sein, wenn der Eindruck von »Prostitution« entstand.

»Ich würde gern Schirin treffen«, rief ich. »Ich bin ein Verwandter aus Hamburg.«

Schweigen. Nichts geschah. Minuten später öffnete sich die Gartentür, und Schirin stand vor mir.

»Hallo, Roland.«

Sie sah übermüdet und elend aus. Ihre Augen waren gerötet, ihre Nase wirkte amputiert. Zu dem Gesicht einer Achtjährigen hätte sie gut gepasst, zu einer Dreiundzwanzigjährigen nicht.

Wir konnten nicht im Garten stehen bleiben. Ich ging zurück auf die Straße, in der Zwischenzeit reservierte Schirin einen Tisch in einem Restaurant für Familien. Dort trafen wir uns. Allerdings nicht allein, auch die übrigen sechs verschwundenen Frauen und Mädchen aus Isfahan waren dabei. Ihre Nasen sahen ebenso entstellt aus. Sie alle arbeiteten im Restaurant Fatma, das einer Schwester des Gesichtschirurgen gehörte. Er war tatsächlich verhaftet worden, vor drei Monaten schon. Deswegen konnte er nicht einlösen, was er versprochen hatte: ihre Nasen wiederherzustellen. Es täte ihm wahnsinnig leid, ihm sei ein solches Malheur noch nie passiert. Aber an jenem Tag – die sieben aus Isfahan waren hintereinanderweg operiert worden – habe er seinen Tod erwartet, vorausgesagt von einer Kaffeesatzleserin, seiner Schwester, der Eigentümerin des Restaurants. Wer es glaubt, dachte ich.

»Ich hatte mir dich ganz anders vorgestellt«, sagte Schirin. »Du siehst gar nicht aus wie ein Deutscher.«

Ich bestellte acht Wasserpfeifen. Wir brauchten Zeit. Zeit, um zu reden.

Spät in der Nacht traf der Bus in Isfahan ein. Schirin und ihre Freundinnen hatten mir versprochen, in einigen Tagen nachzukommen. Ich war sehr müde, doch auf dem Weg in mein Bett folgte ich einer Stimme tief in mir. Leise schlich ich mich in Yaras Zimmer, so wie damals. Ich setzte mich auf ihre Bettkante, die Augen geschlossen, und träumte mich zurück in jene fiebrigen Nächte, als ich ihre Haare und das Gesicht berührte, unschuldig und begierig, voller Angst, sie könnte wach werden und schreien. Ich nahm ihre Hand und küsste sie, hörte ihren ruhigen Atem. Ich beugte mich über ihr Gesicht und begann, sie zu liebkosen, strich mit der Nase über ihre Stirn und ihre Wangen. Sie seufzte im Schlaf und räkelte sich, ihre Hände bewegten sich und suchten Halt, fanden meinen Hals, den sie zu sich hinab zog, noch immer schlafend, wie mir schien. Ich war erstaunt, wie straff und fest ihre Haut war, die meine Zunge zu ertasten begann. In dem Moment muss sie aufgewacht sein, ließ

sich aber nichts anmerken, und wenige Sekunden später spürte ich ihre Zunge tief in meinem Mund. Als ich ihre großen, prallen Brüste berührte, schrak ich auf. Das war nicht Yara!

»Mach weiter, flehte Alinas bebender Körper unter mir. »Bitte hör nicht auf.«

»Oh, mein Gott! Verzeih mir, ich habe gedacht, du wärest ... «

Sie krallte sich in meine Haut, ich spürte, wie ich die Kontrolle verlor, erregt wie lange nicht.

»Du kannst machen, was du willst«, flüsterte sie.

»Glaub nur nicht, ich hätte keine Erfahrung.«

»Alina, hör mal, das geht doch ... «

»Komm schon! Oder ich schreie um Hilfe. Und dann geht es dir schlecht.«

Es wäre albern zu behaupten, Alina hätte mich vergewaltigt. Noch unsinniger wäre die Behauptung, es hätte dieser Drohung bedurft, wenngleich ich sie beinahe dankbar zur Kenntnis nahm. Wir liebten uns bis zum Morgengrauen, bis zur völligen Erschöpfung. Zum Abschied nahm sie mein Ohrläppchen in den Mund und sagte zärtlich: »Ich lerne übrigens Deutsch.«

Ich hatte mich um eine Zimmertür geirrt.

Ich kam mir vor wie Ben Hur auf der Zielgeraden seines Wagenrennens im antiken Rom. Allerdings hatte ich vergleichsweise profan zu einer Kutschfahrt eingeladen. In der vorderen Kutsche saßen Schirin und ihre sechs Freundinnen, heimgekehrt nach verlorener Schlacht, verhüllt von einem Gesichtsschleier, der nur ihre Augen freiließ, mein Onkel und ich. Hinter uns in einer zweiten Kutsche saßen die übrige Familie, ferner Mahmud und Hussein, Mary Sue sowie Atom. Es war Abend, der Himmel sternenklar, eine feuchte Schwüle lag in der Luft. Viele Paare und Familien saßen oder lagen auf den Grünflächen des Meydan-e Imam, während Dutzende Kutschen unermüdlich Flaneure und Verliebte um den Platz fuhren. Ich genoss den Fahrtwind und schrie mehr, als ich redete, um das Hufgetrappel zu übertönen. An die genauen Worte kann ich mich nicht erinnern, doch war es eine Art Offenbarungseid.

Ich wusste, dass ich mit Alina eine unsichtbare Grenze überschritten hatte, umso mehr als ich meine iranische Familie liebte. Und ich brüllte, so laut ich konnte: »Es tut mir leid! Ich habe wieder einen großen Fehler gemacht! Verzeiht mir!« Wenn man seine Seele gelegentlich zum Lüften auf die Straße führte, sollte man gut aufpassen, welche Untaten sie beging. Glücklicherweise verstand keiner der Mitfahrenden Deutsch.

Beim Aussteigen wandte sich Schirin an mich und sagte: »Hör zu, wir brauchen zehntausend Euro. So viel kostet für uns alle zusammen eine neue Operation. Die Preise sind seit dem Verbot gestiegen.

»Kannst du uns helfen? Wir haben kein Geld mehr.«

Hussein, der Theologenarzt, ergänzte, das sei ein absoluter Freundschaftspreis. Ich nahm Schirin beiseite und sagte, das ginge in Ordnung. Allerdings nur in einer seriösen Klinik, nicht bei einem Quacksalber.

Anschließend machte ich mich auf den Weg zu jenem hölzernen, säulenbewehrten Dach, von dem aus einst der Schah die Turniere und Spiele auf dem Platz verfolgte, vor beinahe vierhundert Jahren. Auf dieser Empore mit ihrem wunderbaren Ausblick hielten sich nur selten Besucher auf. Wahrscheinlich war ihnen der Aufstieg über die Wendeltreppe zu anstrengend. Von hier oben war die Welt nichtig und klein, die Menschen auf dem Meydan-e Imam wenig größer als Zinnsoldaten. Meine Familie blickte unschlüssig zu mir herauf.

Als Erste folgte mir Alina nach oben. Ich nahm sie an der Treppe in Empfang, sie umarmte mich. Gerade wollte sie mich loslassen, da zog ich sie wieder an mich und küsste sie, wild und leidenschaftlich. Alina ließ mich gewähren, um mir anschließend eine Ohrfeige zu geben. Ihr Kuss schmeckte nach Honigmund. Als ihre Mutter auf der Empore erschien, gab sie mir ebenfalls eine Ohrfeige. »Ich fliege morgen nach Istanbul«, sagte sie. »Ich besuche eine Freundin. Wenn ich zurückkomme, bist du hoffentlich nicht mehr da. Ich will dich nie mehr wiedersehen, hörst du.«

Nacheinander hatte sich die ganze Gruppe auf dem Dach versammelt. Alina sah mich an mit glühenden Augen, ihre Mutter

voller Wehmut. Schirin wich meinen Blicken aus, als habe sie ein schlechtes Gewissen. Nur einmal, als sie ihren Schleier zurückzog, warf sie mir ein Lächeln voller Dankbarkeit und Zuversicht zu. Und dann waren da noch Mary Sue und Atom auf der rechten Seite der Brüstung sowie Hussein und Mahmud auf der linken. Zwischen ihnen standen mein Onkel und meine Tante. Mary Sue sah Hussein hasserfüllt an, weil er den Frauen den Gesichtschirurgen vermittelt hatte. Allerdings ließen Hussein die stummen Vorwürfe kalt, stattdessen rasselte Mahmud mit seinen Ketten.

»Du hättest auf Yara zugehen sollen«, flüsterte mir meine Tante ins Ohr. Ich nickte, und mein Onkel legte mir seine Hand auf die Schulter.

Gerade wollten wir gehen, da fielen uns Lichtblitze am Himmel auf. Im ersten Augenblick dachten wir, es gäbe ein Feuerwerk, doch die Blitze waren zu weit weg. Sie wurden begleitet von gewaltigen Detonationen.

Die Menschen auf dem Platz hielten inne und starteten nach oben.

»Ein Luftangriff«, sagte Alina tonlos und hielt sich an meiner Hand fest.

